
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 165. Bromberg, den 22. Juli 1931.

Die Sporck'schen Jäger.

Roman von Richard Skowronnek.

(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Verflucht noch mal, wo war das?"

„Ja, Herr Forstmeister, das ist wohl schwer zu sagen hier mitten im Gehöft. Aber ich mein', es wär' aus dem Jagen achtzehn gekommen, von der Suhle."

Einen Augenblick lang sah der alte Herr unsicher vor sich hin. Wenn das richtig war, stimmten alle seine Berechnungen nicht. Der Wilderer konnte doch nicht gleichzeitig auf zwei Stellen sein, da oben in seinem Hause als anscheinend harmloser Gast und an der Suhle, zu der um diese Zeit der kapitale Vierundzwanzigender zog . . . Mit zwei langen Schritten eilte er die Treppe empor, ein paar Minuten später stand er wieder auf dem Hofe, die Büchse in der Hand.

„Jochen, wenn jemand nach mir fragen sollte, so sagst du, ich wär' schon schlafen gegangen. Niemand braucht zu wissen, daß ich im Walde bin."

Der alte Knecht rückte die Hacken zusammen.

„Zu Befehl, Herr Forstmeister. Aber soll ich nicht lieber vielleicht mitkommen? Oder den Forstschreiber wecken, damit der Herr Fostmeister doch nicht ohne Begleitung sind? Ordentlich gruselig kann es einem werden — so unheimlich ist des alles!"

„Altes Waschweib", knurrte der Forstmeister zurück, „schaff' dir doch 'ne Kinderfrau an, die dich zu Bett bringt, wenn du allein Angst hast. Und mir geht's um die Ehre, ich bin doch kein Narr, der fast zwei Jahre lang einem Hirngespinst nachgelaufen ist!" . . .

Mit weiten Schritten verließ er den Hof, eilte quer über das Feld dem Hochwalde zu, jede Minute war kostbar, wenn er zu der Suhle noch zur Zeit kommen sollte. Robbie, der Hühnerhund, war ihm still nachgeschlichen; unter den ersten Buchenstämmen, als er nicht mehr befürchten mußte, wieder nach Hause zurückgejagt zu werden, machte er sich durch ein leises Winseln bemerkbar. Und der sonst so rauhe Herr klopfte ihm die erregt atmende Brust.

„Recht so, brav so, such' voran!"

Da eilte er ein paar Dutzend Schritte voraus, hob die scharfe Nase in den feinen Luftzug, als hätte er begriffen, um was es sich handelte. Und der Forstmeister folgte ihm mit hastigen Schritten, bei aller Tapferkeit war es gut, einen aufmerksamen Gefährten im Vorgelände zu haben. Wer im Walde ging zur Nachtzeit, war immer im Nachteil, wenn sein Gegner stillstand und sich abwartend verhielt. Und gegen eine heimtückische Kugel aus dem Hinterhalt war kein Kraut gewachsen.

Aber nichts Verdächtiges zeigte sich unterwegs, auch die Blöße lag mit ihren Wiesenrändern im hellen Mondlicht da, anscheinend ohne die geringste Spur irgendeiner verbrecherischen Tat.

Zur Sicherheit aber suchte er mit dem Hunde den Rand der Suhle ab, und plötzlich, dicht vor dem ausgetretenen Wechsel, stutzte der brave Robbie einen Augenblick lang, um sich dann mit einem kurzen Aufblaffen an die Fährte zu hängen. Der Forstmeister riß die Büchse von der Schulter, schob die Sicherung zurück und eilte ihm nach. Ein rascher Blick auf den Wechsel, der wie ein von Menschenfüßen getretener Steg in die moorige Wiese schnitt, hatte ihm gezeigt, was geschehen war. Ein paar tiefe Eingriffe der Schalen hatten die schwarze Erde hinausgeschleudert, daß sie in Brocken umherlag, eine ausgequirlte Stelle in dem weichen Grunde wies an, wo der Kapitale sich mit der tödlichen Kugel gewälzt hatte vor den letzten Fluchten, und gleich danach kamen die dunklen Schweißplacken, die sich scharf von dem grünen Untergrunde hoben. Wenn man mit der Hand darüber fuhr, färbte sie sich rot. Und fünfzig Schritte weiter unter den hohen Buchenstämmen gab der brave Robbie Laut, verbellte tot mit stürmendem Hals!

Da lag der verendete Hirsch in einem alten Stubbenloche, wie ihn der letzte Todessprung hineingeworfen hatte, und beim ersten Hinblicken stutzte der Forstmeister, holla, was war das? Hatte der Wilddieb in seiner Mordgier vielleicht ein Stück Kahlwild gestreckt? Dann aber sah er, daß er sich getäuscht hatte. Zwischen den Lauschern des erlegten Wildes schimmerte es rot, das prangende Geweih war abgeschlagen, ganz kunstvoll und sorgfältig abgeschnitten mit scharfer Säge bis auf die Nasenschnebbe, genau so, wie der geheimnisvolle Wilderer die Geweihe abzuschneiden pflegte. Auch die Haken waren ausgebrochen mit einem einzigen kunstgerechten Schnitt und der Forstmeister stand da, konnte als alter Weidmann sich einer abergläubischen Regung nicht erwehren. Da ging doch etwas nicht mit rechten Dingen zu, wenn er in all dieser Zeit seine Sinne beisammen gehabt hatte! . . . Wer war nun dieser geheimnisvolle Wilddieb, der ihm hier den kapitalen Hirsch gestreckt hatte? . . .

Der brave Robbie drängte vorwärts von dem letzten Wundbette des Hirsches, lief mit gesenkter Nase ein Ende zwischen die Buchen hinaus, um mit aufforderndem Winseln wieder zurückzukehren. Da folgte ihm der Forstmeister, nahm ihn an den Riemen und freute sich bei allem Unmute, wie sicher der Hund die stehende Fährte des Wilderers arbeitete. Wie an einer Schnur ging er vorwärts durch die hohen Buchen, führte sicher über die zahlreichen Rinnsale, die zum Seeufer zogen, und fiel schließlich einen schmalen Weg an, der in Winterzeiten zur Holzabfuhr diente. Da hielt ihn sein Herr für eine kurze Weile an und beugte sich an einer vom Monde hell beschienenen Stelle spähend auf den weichen Boden hinab. Wenn irgendwo, mußte hier die Fährte des Wilderers zu lesen sein. Aber nur der Abdruck eines Frauenfußes zeigte sich, von einer Beerenleserin vielleicht, die bei ihrem mühseligen Geschäft denselben Weg gegangen sein mochte . . . Da wollte er seinen Weidgesellen schon einen dummen Kerl schelten, der ihn ins Gelag hinein spazieren führte, als ihm plötzlich mitten im Sande eine kleine, dunkle Kugel auffiel, ein Erdklümpchen, wie nach dem Aufschlagen eines Regentropfens. Er griff danach, und die Fingerspitzen färbten sich rot von frischem Schweiße. Da erkannte er, daß Robbie,

der Hühnerhund, eine Fährte ebenso sicher zu arbeiten verstand, wie einst der edle Wodan. Hier diesen Weg entlang war das abgeschlagene Geweih getragen worden! Die roten Schweißtropfen ließen keinen Zweifel! . . . Er klopfte dem braven Weidgesellen die keuchende Brust, löste den haltenden Riemen und hetzte ihn an. Wie ein abgeschossener Pfeil flog der Hund auf der Fährte vorwärts, und der Forstmeister rannte hinterdrein. Wenn es noch eine Möglichkeit gab, den Vorsprung des Wilderers aufzuholen, mußte sie genutzt werden. Vielleicht, daß er sich dem Hunde stellte, und man fand — endlich — die Gelegenheit, ihm die verdiente Kugel anzutragen! Plötzlich aber bog Robbie links vom Wege ab, zog nach einem kurzen Bogenschlagen zum Seeufer hinab und verschwand zwischen den dunklen Erlenbüschen, die über einem quelligen Bruchlande wucherten. Heller Wahnsinn war es eigentlich, ihm dorthin zu folgen, denn der aufgeschwemmte Boden war tückisch, unter anscheinend fester Decke barg sich schlammiges Moor, das den unvorsichtig Hineingeratenen mit saugenden Fangarmen umschlang, ihn langsam in die unergründliche Tiefe schluckte... Aber der Haß war stärker als die Vorsicht, und der Wilddieb war doch auch nur aus Fleisch und Bein, war vor ihm denselben Weg gegangen! Der Forstmeister bog den ersten Erlenbusch beiseite, schwang den schweren Körper zu dem nächsten, der festen Halt verhieß, aber der Sprung war zu kurz gewesen, bis an die Hüften versank er in den zähen Schlamm. Da stieß er einen gotteslästerlichen Fluch aus, pfiff den Hund ab und arbeitete sich mühsam zum festen Boden zurück. Der Zorn schüttelte ihn, daß ihm die Zähne aufeinanderschlugen, aber nichts war zu ändern, das Ergebnis blieb genau so kläglich wie in der Nacht zuvor. Nur mit dem einzigen Unterschied, daß es diesmal wenigstens nicht den tapferen Weidgenossen gekostet hatte, einen braven Hund, um den es schade gewesen wäre bei seinen prächtigen Anlagen . . .

Vom See her klang es wie das Plätschern eines Ruderschlages, der Forstmeister hob das Glas und spähte über die niedrigen Erlenbüsche hinaus, aber von dem raschen Laufe und all den Anstrengungen flimmerte es ihm vor den Augen. Nur undeutlich glaubte er in dem hellen Streifen, den der Mond auf das Wasser legte, ein leeres Boot zu erkennen, aber das konnte auch eine Täuschung sein. Das Glas war angelaufen, Moorspritzer saßen daran, und ein langes Jägerleben hatte ihn gelehrt, Wahrnehmungen in ungewissem Mondlichte nicht für bare Münze zu nehmen. Und langsam ging er wieder heimwärts, der Mißerfolg drückte ihm auf die Schultern. Wo sollte er von jetzt an den Wilddieb suchen?

Während hier an der Suhle im Jagen achtzehn der Hirsch gefallen war, tanzten die Leutnants oben im Saal seines Hauses, nicht einen gab es, der am Abend zur Feier der endgültigen Wiederversöhnung ferngeblieben wäre. Die Oberjäger des Bataillons aber kamen nicht in Betracht, unter den engen Verhältnissen, in denen sie lebten, wäre es keinem von ihnen möglich gewesen, das heimliche Handwerk eines Wilderers ohne Verrat auch nur ein paar Wochen zu üben. Und seine eigenen Beamten? . . . Schon einmal zwar war es vorgekommen, daß ein bestellter Heger sich ungetreu erwies in blindwütiger Passion, aber wenn er sein zahlreiches Forstpersonal in Gedanken durchmusterte, war keiner darunter, dem so schnöder Eidbruch zuzutrauen war. Als letztes Ergebnis aller Nachforschungen blieb der Abdruck eines schmalen Frauenfußes und daneben ein paar rote Schweißtropfen auf dem Sande des Weges. Aber das war ja blanker Unsinn, ein Frauenzimmer ging doch nicht wilddieben zu nächtlicher Zeit! Und er, der Forstmeister Rüdiger, sollte sich anderthalb Jahre lang von einem Unterrock haben äffen lassen? — —

Die beiden Boote, die am Abend die Gäste gebracht hatten, fuhren wieder zurück über den See, hielten sich auf Bitten der Damen dicht beieinander, denn die Fährleute hatten auf dem Wege zu dem Landungsstege einen bedenklich unsicheren Schritt gezeigt, in der Gesindestube des Forsthauses war es anscheinend ebenso gastlich hergegangen wie vorne im großen Saale. Die Angst vor einem Unfalle jedoch war unnötig, die beiden alten Fischerknechte schwankten merkwürdigerweise nur auf dem festen Lande. Auf dem vertrauten Boden ihres Kahnes standen sie sicher in ihren schweren Stiefeln.

Da beruhigten sich die Damen, gaben sich ganz dem Genusse der köstlichen Fahrt hin, bei Mondschein und windstillem Wetter, und die empfindsame Frau Oberleutnant Tielemann, die aus Frankfurt an der Oder stammte, meinte, es wäre eine jener seltenen Stunden, die das Leben in der Kleinstadt erträglich machten wegen der innigen Berührung mit der Natur. Der lange Kuntze pflichtete ihr gleißnerisch bei: „Ganz Ihrer Ansicht, gnädige Frau. Nichts geht über den Naturgenuß in Gestalt eines milde geräucherten Schinkens, und wenn ich den Mond durch ein volles Bowlenglas betrachten darf, werde ich ebenfalls versöhnlich gestimmt, verzeihe der wohllöblichen Militärverwaltung, daß sie das Bataillon Sporck nach Lenzburg gelegt hat, statt nach dem immerhin größeren Frankfurt an der Oder!"

Es erhob sich einige Heiterkeit auf Kosten der Frau Oberleutnant-Tielemann, die bei jeder Gelegenheit zu betonen pflegte, daß sie als geborene Großstädterin sich nur schwer an die engen Verhältnisse des kleinen Lenzburg zu gewöhnen vermochte, und ganz von selbst wandte sich das Gespräch zu den Ereignissen des heutigen Abends. Nur eine Stimme des Lobes herrschte über die vortreffliche Bewirtung, die sich ganz in dem Rahmen dessen gehalten hätte, was man selbst bei passender Gelegenheit zu erwidern imstande wäre, und allgemein war die Freude, daß die alten Beziehungen zu dem gastfreien Hause wieder aufgenommen wären; die Herren Hauptleute und Oberleutnants dachten an die Hirsche, die bei der Regelung des Abschusses auf ihr Teil kamen, die Damen aber an den Überfluß wirtschaftlicher Produkte, die von der alten Trine den Haushaltungen des befreundeten Bataillons gegen billigen Entgelt geliefert wurden. Und als die Frau Hauptmann von Schmitt betonte, auch in gesellschaftlicher Beziehung wäre die Wiederversöhnung erfreulich, wegen des Gewinnes einer scharmanten jungen Dame, die eine Zierde der winterlichen Vergnügungen zu werden verspräche, fand sie allgemeine Zustimmung. Die anwesenden Hauptmanns- und Leutnantsfrauen lobten einhellig das liebenswürdige Wesen der heimgekehrten Haustochter, ihre anmutige Haltung und das bescheidene Auftreten, das einem so hübschen jungen Mädchen doppelt gut anstände. Von keiner Seite kam eine Einschränkung dieses Lobes, wie zuweilen in ähnlichen Lagen, wenn Damen über eine Geschlechtsgenossin ihr Urteil abgaben, und das lag vielleicht zum Teil an dem Umstande, daß der Oberleutnant von Vahlenberg im selben Boote saß. Sein Benehmen an dem eben vergangenen Abend war so auffällig gewesen, daß es nur eine Deutung zuließ: eine in gemessener Frist bevorstehende Verlobung! Er hatte Fräulein Elsbeth Rüdiger in einer Art und Weise den Hof gemacht, die nicht mißzuverstehen war, namentlich wenn man in Betracht zog, daß er doch kein leichtfertiger Springinsfeld mehr war, sondern ein gesetzter und korrekter Oberleutnant, der für die Folgen seines Verhaltens einzustehen hatte. Und einige der Damen konnten sich eines leisen Neidgefühls nicht erwehren, obwohl sie selbst doch eigentlich längst versorgt waren. Da kam so ein kleines Mädel frischgebacken aus der Pension zurück und hatte das Glück, sich gleich den reichsten Offizier des ganzen Bataillons zu erobern! Drei Reitpferde hatte er sich mitgebracht, logierte im Hotel zum Ratskeller, weil die im Städtchen vorhandenen Wohnungen nicht seinem Geschmack entsprachen, und wenn ihm der Dienst nicht mehr paßte, zog er sich auf seine Güter zurück. Das kleine Forstmeistermädel saß als Herrin auf einem Schloß, während man sich hier mit einem knappen Oberleutnantsgehalte einteilte und den Zinsen des Kommißvermögens . . . Und man hatte es sich eigentlich ein wenig anders gedacht, als der Gatte die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des neuen Oberleutnants heimbrachte, einen längeren Logierbesuch der unverheirateten Schwester erwogen, mit allerhand „Vielleicht" und „Warum nicht?" Schon manchmal hatte ja die ältere Schwester die jüngere verheiratet in demselben Truppenteil, aber jetzt kamen all diese schönen Pläne anscheinend post festum . . .

In dem Boote der Leutnants herrschte eine wesentlich andere Stimmung, helle Begeisterung und eine akute Verliebtheit, die jedoch eines gefährlichen Charakters entbehrte, weil sie auch sonst nach ähnlichen Anlässen epidemisch aufzutreten pflegte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Menschenleben.

Erzählung von Gabriele Reuter.

Mutter Remert war erkrankt. Nicht unbeträchtlich, bei ihren sechsundachtzig Jahren. Die Herrschaft hatte den Wagen nach der Stadt geschickt, den Arzt zu holen, und die Gutsfrau trat mit ihm in das saubere Zimmerchen der Kranken, an dessen Fenstern zwischen den weißen Gardinchen bunte Geranienstöcke blühten und auch ein Kaktus. Die Alte, in einem sauberen Nachtjäckchen, das sie sich zu diesem Besuch von der Nachbarin mit vieler Mühe hatte anziehen lassen, war etwas benommen und weinerlich. Sie klagte, es schmecke ihr nichts mehr, und die Nächte seien so lang — und wenn dann der Tod kommen würde, sei sie so ganz allein. Davor fürchte sie sich. „Konnte denn Ihre Tochter nicht länger bleiben, Mutterchen?" fragte die Gutsfrau. — „Ach, die hat doch ihre Arbeit, ich wollte ja nicht, daß sie käme — sie versäumt zuviel, und die Reise ist auch so teuer."

Die Alte seufzte. Sieben Kinder hatte sie geboren, und keines konnte nun bei ihr sitzen, die lange Nacht hindurch, wenn vielleicht der Tod zu ihr ins Stübchen kam.

Doch der Arzt tröstete sie. „Urmütterchen", scherzte er, „wenn alle meine Patienten so eiserne Naturen hätten wie Ihr — da könnte ich verhungern. Wißt Ihr noch, letztes Jahr —? Ihr redetet auch vom Sterben, und nach drei Tagen fand ich Euch oben in der Hofküche beim Kartoffelschälen! So wird's auch diesmal wieder werden! Verlaßt Euch drauf."

Die Gutsfrau versprach, eine Kanne Bohnenkaffee mit guter Milch herüber zu schicken. Büberle solle sie selbst bringen, den habe sie doch so gern. Die Alte nickte. Ja — das Büberle, das war wie ihr Enkelkind — denn die eigenen — die hatte sie nie gesehen.

„Seit wir auf dem Gute sind, hat Mutter Remert alles mit uns geteilt, Freude und Kummer, sie gehört gleichsam zu uns — glauben Sie, daß es diesmal zu Ende geht?" sagte die Gutsfrau draußen auf der Dorfstraße. „Ich wollte verreisen, aber wenn ich dächte . . . Nein, hinter ihrem Sarge müßte ich gehen und mein Mann auch — unbedingt. Mutter Remert ist ja unsere Dorfälteste!"

Der Arzt meinte, bei diesem Alter könne man nichts sagen. Doch als Büberle und sein Bruder ihr den Kaffee gebracht hatten, erzählten die Knaben, sie habe tüchtig getrunken und ganz vergnügt mit ihnen geschwatzt, und über den Blumensenker habe sie sich auch gefreut.

Die langen Nachmittagsstunden strichen trübselig dahin. Einmal schlugen Regentropfen gegen die Scheiben. Die Alte hob den Kopf und lauschte. Das ist gut! dachte sie befriedigt. Der Hafer braucht Regen und auch die Kartoffeln. Sie schlummerte ein wenig und erwachte, als das Stübchen ganz vom gelben Glanz der niedergehenden Sonne erfüllt war. Sie seufzte. Da ging nun wieder ein Tag — wie lange würde sie noch so liegen in Sonnenglast und Wärme — und was kam dann? Und wie würde es sein, das Hinübergehen? An den lieben Gott wagte sie nicht zu denken — das war so etwas Erhabenes . . . Aber der Tod . . . Ob man ihn leibhaftig schaute? So, wie er im Kalender abgebildet ist, klapperdürr und mit der Hippe? Das wäre doch grauslich . . . Und so allein . . . Sie hatte die Angst im Auge manches Sterbenden geschaut — sie hatte auch ganz genau gewußt: e r war im Zimmer — und die Gesunden durften ihn wohl nicht zu sehen bekommen. Ach Gott, ach Gott! sieben Kinder hatte sie geboren — wie hatte es um sie gekribbelt und gewimmelt von kleinen nackten Füßen und fordernden Stimmen — wie hatte sie gearbeitet, ihnen allen Brot und Kleidung zu schaffen. Wunden hatte sie an den Fingern gehabt vom Waschen und Spinnen und Weben bis tief in die Nacht hinein, wenn die Feldarbeit des Tages getan war und der Mann im Bette schnarchte. Ja, damals mußten die Häuslerfrauen noch jede Woche ihre bestimmte Menge von gesponnenem Garn oder von gewebtem Linnen der Herrschaft abliefern. Das war nun längst nicht mehr, die Frauen wußten gar nicht, wie gut sie's heute hatten, den Abend so ganz für sich.

Es dunkelte mehr und mehr. Die Kranke schlief ein Weilchen, dann war sie hell wach — es tönte um ihre Ohren, als höre sie Trommeln und Militärmusik. Ach ja, so war es, als ihr Mann in den Krieg zog — damals 1866 — und dann wieder um 70 — und später hörten sie es noch einmal, als der Sohn fort mußte. Der Krieg von 66, das war nicht so schlimm — er ging bald vorüber, und dann war's doch so schön und fröhlich, als die Kerls wiederkamen mit Eichenbüschen an den Helmen. Im Jahre 70 — das war schon schlimmer — fast ein ganzes Jahr war der Mann fort — und von Unterstützung der Kriegerfrauen war noch nicht die Rede. Himmlischer Vater — hatte sie da schuften müssen, die hungrigen Mäuler satt zu machen, und immer die Angst im Herzen, er könne am Ende nicht wiederkommen, oder was schlimmer wäre — zum Krüppel geschossen — wie sie andere im Dorfe sah. Als das Kleinste, das während der Zeit geboren wurde, am Zahnen starb, war's beinahe eine Erleichterung. Sie war auch viel zu müde und stumpf, um richtigen Schmerz zu fühlen. Plötzlich glitten der alten Mutter bei der Erinnerung an das Unbeweinte nach so viel Jahren ein paar Tränen über die eingefallenen, vom Fieber heißen Wangen. Mühsam wischte sie sie mit dem Finger fort. Wunderlich war das, wie die Gedanken in ihr arbeiteten — wie alles hell in ihrem Kopf wurde, von Bildern und Stimmen, die lange vergessen waren. Sie hörte die rollenden Donnerschläge, sie sah die schwefelgelben Blitze durch die Stube flammen von jenem furchtbaren Gewitter — war es im Sommer nach dem Kriege, oder war es ein Jahr später — darauf konnte sie sich nicht mehr besinnen. Sie wußte noch — sie stand am Herd, um die Suppe zu kochen, die dem Mann aufs Feld hinausgeschickt werden sollte. Da kam der Schlag, der knatternd und klirrend ihr bis ins innerste Herz fuhr, daß sie lange vor Schrecken mit zitternden Knien und Händen stand. Die Dorfstraße war überschwemmt von Regenfluten, noch immer rauschte es nieder, aber das Blitzen und Donnern war längst zu Ende. Da hörte sie den Auflauf näher kommen, Stimmen und Geschrei und das Geklapper der Holzschuhe . . . Sie trat in die Tür, um nachzusehen, was es gäbe. Die Kinder stürzten schreiend auf sie zu, und inmitten der Menschen sah sie einen Toten, der wurde von Männern mühsam geschleppt und in ihre Stube gebracht, auf ihr Bett gelegt. Ja — fünf Männer hatten sich in einer Getreidehocke vor dem Gewitter geborgen, vier lebten, und der fünfte war vom Blitz getroffen. Ach, sie hatte den knatternden, klirrenden Schlag gehört. Da lag er nun — der Vater, den zwei Kriege verschont hatten.

Und wieder alles allein auf ihr! Wie oft war sie hungrig zu Bett gegangen und hatte in die Federkissen gebissen, weil sie das letzte Brot unter die Kinder geteilt hatte. Sie wuchsen heran, die Gören — unter Husten und Schnupfen, Scharlach und Masern — manche frisch, mit roten Backen und blanken Augen, andere spitz und mierig. Die Alma verlor den Husten gar nicht wieder — bis der Doktor sagte, die Kranke hätte es auf der Lunge. Da lernte sie weinen, wenn sie sah, wie das Mädel sich aufzehrte. Und dann kam noch der Franz dran, der hatte sich die Krankheit geholt, meinte der Doktor, weil sie doch in einem Bette schliefen.

Die Reihe ihrer Gräber auf dem kleinen Friedhof, für die sie im Sommer am Sonntag in ihrem Gärtchen bunte Sträuße schnitt, wurde immer länger.

Aber nun hatte sie es doch nicht mehr gar so schwer — die Söhne gingen auf Arbeit, die Töchter waren im Dienst auf dem Hof. Sie konnte schon manches Mal abends ein Stündchen auf der Bank vor der Haustür sitzen und mit den Nachbarn reden — über dies und das. Sie hatten sie alle gern, das durfte sie schon sagen — sie machte kein Geklatsch und Getratsch, das konnte sie für den Tod nicht leiden, und sie sagte denn auch immer: „Kinder, wie bald liegen wir unter der Erde, und alles ist vorbei, worüber ihr jetzt streitet." Dann sagten sie: „Mutter Remerten hat recht", und gaben Frieden.

Es kam auch die neue Herrschaft aufs Gut — mit der war ein besseres Auskommen als mit der alten. Der alte Herr war ein Zorniger, und trinken tat er auch — im Rausch kannte er sich nicht mehr — und schlug mit dem Stock um sich oder mit der Reitpeitsche, wie es gerade traf. So etwas kam nicht mehr vor. Die baufälligen Katen, wo die Ratten über Tisch und Stühle sprangen, wurden abgerissen und neue hübsche Häuser gebaut — schmuck sah die Dorfstraße nun aus, die Kätnerhäuser waren bald feiner als die alten Bauernhäuser, man konnte seine Freude daran haben. Die beiden

Töchter heirateten, aber ihre Männer gingen fort, auf andere Dörfer, wo sie besser Arbeit fanden, der eine sogar bis in die Gegend von Berlin.

Nun wirtschaftete sie mit den beiden Jungen, das war eine lustige Zeit. Mit den Söhnen verstand sie sich besser als mit den Mädels, zuweilen klang Stube und Küche von ihrem Lachen, und die Frau von gegenüber steckte den Kopf in die Tür und fragte, was bei ihnen los sei — sie wußten es oft selber nicht oder mochten nicht erzählen all die Schnurren, die die Burschen aufbrachten. Tüchtige Menschen waren es, angesehen als Arbeiter beim Verwalter wie beim Herrn, und immer auf den Hof geholt, wenn es was Besonderes galt, das niemand anders fertig brachte. Sie konnte richtig stolz sein auf die Jungens, und gegen sie waren sie freundlich, schichteten ihr Holz und spalteten es für den Herd und halfen überall, wo es not tat. Ja, das war wohl eine gute Zeit, wie oft dankte sie dem lieben Gott, daß er es so gut mit ihr meinte. Bis der Abend kam, als im Krug die große Tanzerei zum Erntefest war und die Schlägerei mit den Burschen vom anderen Dorfe. Und wieder hörte sie den Auflauf und das Geschrei, das Durcheinanderrennen und wie es näher kam, bis es vor ihrer Tür plötzlich haltmachte, und dann eine Stille . . . Sie saß auf einem Stuhl und konnte nicht aufstehen, sie wußte: jetzt kam das Unglück. Sie kannte ja den schweren Schritt der Männer . . . Beim Streit hatte Wilhelm ein Messerstich in den Hals getroffen — hintenüber war er gestürzt — gleich tot. Die Männer schleppten die Leiche mühsam herein und legten sie auf das Bett, wo einmal der Vater gelegen hatte. Wer den bösen Stich geführt hatte, konnte nicht ermittelt werden.

Lange Zeit noch durchschoß es sie kalt und feindselig, wenn sie diesem oder jenem Burschen begegnete, so braun gebrannt und pfeifend und voller Leben, und sie dachte: Ist es der gewesen? Oder wenn sie ein Mädel sah: Ist die die Ursache gewesen, daß die Burschen aneinandergerieten? Dann war sie froh, daß sie nichts wußte, sie fühlte, sie hätte töten können . . .

Sie mochte nichts mehr von den Menschen wissen und von Gott auch nicht. Zu zweien konnten sie nicht mehr lachen — sie und der Sohn, der ihr geblieben. Er war verlobt, saß des Abends bei seinem Mädchen, sie blieb allein und spann und wußte doch nicht, für wen. Unwirsch wurde sie und zänkisch.

Pfui Teufel! Sie wollte an anderes denken. Aber da kamen die Bilder vom Krieg von 1914. Der Jüngste, der schon lange nicht mehr jung war, mußte auch mit hinaus — und kam nicht wieder. Diesmal war's kein Auflauf, kein Geschrei und Gerufe, das ihr den Tod meldete. Still kam die Gutsfrau eines Abends und nahm ihre Hand — da sah sie's gleich an ihrem Gesicht. Der Tod war ihnen allen etwas Gewohntes geworden. Warum sollte sie allein verschont bleiben?

Sonderbar war das, wie etwas Hartes sich in ihrem Herzen löste und zerschmolz im allgemeinen Schmerz, in dem Wehklagen der vielen. Nun hatte sie das Ärgste gelitten — nun konnte nichts mehr sie anrühren. In diesem Bewußtsein wurde sie wieder fröhlich. Sie war nun die alte Mutter Remert, zog ins Alteleutehäuschen, und die Herrschaft sorgte für sie, wie sie ihr langes Leben hindurch für die Herrschaft gearbeitet hatte und noch arbeitete. Die Waschtage, das war eine Sache, da herrschte die Mutter Remert über all die jungen Dirnen, und den ganzen Tag wurde der Kaffeetopf nicht leer, und alle Liebesgeschichten hörte sie und mußte beraten, und von Herzen lachte sie, wie all das junge Volk ernsthaft nahm, was doch so schnell vorüber ging. Dann kamen die Tage mit den großen Jagddiners und die Taufen — überall mußte sie helfen, bei den Kinderkrankheiten saß sie an den Betten der Kleinen die Nächte hindurch. So wuchs sie hinein in Freud und Leid der Herrschaft — es war wie ein zweites Leben, das vergnüglicher war und nicht so weh tat wie das vergangene eigene. Von den Töchtern hörte sie wenig. Zu Neujahr kam wohl eine Karte, sonst war das Porto zu teuer.

Sie hatte es ja soweit recht schön. Seit der Grippe vor zwei Jahren bekam sie das Essen geschickt — die Kräfte reichten gerade noch aus, das Stübchen sauber zu halten und ihr eigenes Bißchen zu waschen. Die Kinder kamen oft, sie zu besuchen, sie hielt so gern die kleinen, weichen, braunen Patschhände zwischen ihren harten Fingern. An Sommerabenden saß sie auf der Bank unter dem Apfelbaum, und wer vorüberkam, blieb stehen und schwatzte mit ihr. So hörte sie alles, was in der Welt vorging. Wenn nur die Kolstern nicht gewesen wäre, über die sie sich täglich ärgern mußte, die Flurnachbarin, die so schlampig war und bösartig, ein richtiger Neidhammel, die ihr das gute Essen aus der Herrschaftsküche nicht gönnte. Und der Herr machte auch noch seinen Spaß und sagte: „Mutter Remert, Ärger muß sein, Ärger ist gesund. Dankt dem lieben Gott für den Kolster-Ärger, sonst würdet Ihr zu fett.“ Na, der liebe Gott hatte ja ein Einsehen und ließ das böse Weib sterben. Aber hatte sie nun Frieden? I bewahre! Die schlechte Person hatte ja keine Ruhe im Grabe, die kam alle Nacht und polterte in der Küche herum und kratzte an ihrer Zimmertür, als wollte sie hereinkommen! Es war geradezu abscheulich!

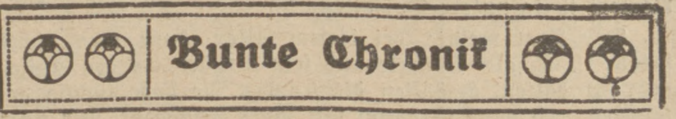
Eine Nacht, als es ihr gar zu toll wurde und sie dachte: zuletzt kommt die noch herein zu dir, nahm sie ihre Holzpantinen und schmiß sie gegen die Tür, eine nach der andern, daß es nur so donnerte, und dazu schrie sie laut: „Na, Kolstern, nu gib aber endlich Ruhe! In meiner Stube wird nicht gespukt — daß du's weißt!“

Da hatte doch das Biest wahrhaftig Respekt gekriegt und war in ihr Grab gekrochen und verhielt sich still . . . Mutter Remert lachte behaglich in sich hinein, in Gedanken an ihren Sieg.

Es war ihr so frei und leicht ums Herz — am Ende wurde sie doch noch wieder gesund . . . Nichts tat ihr mehr weh — nur müde . . . Ach, so eine schöne, gute Müdigkeit — nun würde sie sicher schlafen können.

Und sie legte den Kopf zur Seite und versank friedlich in das Dunkel der Bewußtlosigkeit.

Am nächsten Morgen fand die Nachbarin sie in der gleichen Lage, von der Kühle des Todes bedeckt. Um ihre Lippen war noch das Lächeln über der Kolstern Spuk und ihren Sieg.



Bunte Chronik

*** Das Segelschiff ohne Mannschaft.** Vor einiger Zeit beschloß das Marineamt der Vereinigten Staaten, das alte Segelkriegsschiff „Constitution“ zu neuem Leben erstehen zu lassen. Auf einer Marinewerft wurde eine getreue lebensgroße Nachbildung der alten Fregatte geschaffen, und dieser Tag war die „Constitution II“ vollendet. Plötzlich aber tauchte eine schwierige Frage auf, an die das Marineamt vorher nicht gedacht hatte: Wer sollte das Segelschiff bemannen? Eine Umfrage bei den einzelnen Dienststellen ergab, daß die Flotte der Vereinigten Staaten auch nicht einen einzigen Matrosen besitzt, der mit Segeln umgehen könnte. Glücklicherweise hatte man die teure Leinwand noch nicht angeschafft; die Masten ragen nackt in den Himmel. Es sah schon beinahe so aus, als müßte die „Constitution“ auf ihre beabsichtigte Rundreise durch die amerikanischen Häfen verzichten. Doch schließlich geriet der Hilfsstaatssekretär für die Marine auf den Einfall, das segellose Segelschiff durch einen Schlepper ziehen zu lassen. So wird die Fregatte, die 1812 der Stolz der amerikanischen Marine war, im Schlepptau eines fauchenden und rußenden Dampferchens seine Rundreise um den Kontinent antreten. Den erhofften Eindruck wird das Schiff freilich nicht hervorrufen. Aber das macht dem klugen Marineamt ebensowenig Kopfzerbrechen wie die Tatsache, daß die segelunkundigen Matrosen, welche die Besatzung der „Constitution“ vortäuschen sollen, in moderner Uniform auftreten werden. Denn schon allein die leise Andeutung, daß die Matrosen die Tracht des Jahres 1812 tragen sollten, führte zu so lebhaften Protesten aus den Kreisen der Seeleute heraus, daß auf den Plan verzichtet wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.